

## DAS JUNI-HOCHWASSER 2013 IN NIEDERALTAICH

### Ein persönlicher Erfahrungsbericht

---

Niederältaich, Dienstag, 4. Juni 2013, abends dreiviertel acht: Die Kirchturmuhren bleiben stehen, die Lichter gehen aus: der Strom ist abgestellt,



Niederältaich ist überflutet. Eine Naturkatastrophe, wie sie wohl kaum jemand in unserem Dorf, in unserer Region je erlebt hat, nimmt weiter ihren Lauf ...

Schon in den letzten Maitagen war klar, daß die Donau – wieder einmal – Hochwasser bringen würde. In solchen Zeiten spielt sich vieles im und am Feuerwehrhaus der Freiwilligen Feuerwehr Niederältaich ab, unmittelbar in der Nähe des Dammdurchlasses zur Fähranlegestelle an der Donau. Am Sonntagnachmittag (2. Juni) war ich an Donau und Feuerwehrhaus, um die Lage zu sondieren. In der Begegnung mit den Feuerwehrleuten fiel mir auf, daß sie sehr angespannt waren, ganz im Gegensatz zu sonst, wenn Hochwasser im Kommen ist. Dann heißt es üblicherweise: „Schauen wir mal, wie hoch die Donau steigen wird, ob sie den Pegel von

1988 erreicht, oder den von 2002. Der Damm wird schon halten.“ Als ich einen der Feuerwehrmänner fragte: „Sag mal, was ist denn los?“, war seine Antwort: „Ich weiß auch nicht. Aber die Donau steigt so schnell. Diesmal ist alles anders als sonst.“ In dem Moment war mir klar, daß dieses Hochwasser Niederältaich nicht verschonen würde. Was das jedoch konkret bedeuten sollte, konnten sich wohl die meisten Menschen hier so wenig vorstellen wie ich mir.

Am Montagvormittag verständigte ich unseren Schulleiter und bat ihn, die wichtigen und wertvollen Dinge aus dem Untergeschoß des Gymnasiums nach oben in sichere Bereiche verbringen zu lassen. Auf die naheliegende Idee, auch den Klosterkeller zu räumen, kam ich nicht. Auf eine entsprechende Anfrage im Landratsamt kam einige Zeit später die Antwort, daß der Schulunterricht für Dienstag und Mittwoch abzusagen sei, was wir selbstverständlich taten. Für die Lehrkräfte wurde Dienstzeit angeordnet. Ansonsten versuchten wir am Montag, den zu der Zeit sehr arbeitsintensiven Alltag zu meistern und gleichzeitig das drohende Hochwasser nicht aus den Augen zu verlieren. Im Laufe des Mon-

tagnachmittags wurde dann Katastrophenalarm für den Landkreis Degendorf ausgelöst.

Am Spätnachmittag und Abend verbrachte ich wieder viel Zeit am Feuerwehrhaus. Nach 20.00 Uhr kam mir, zunächst nur als Gerücht, zu Ohren, daß Niederaltaich am nächsten Tag evakuiert werden müßte. Es war zu der Zeit jedoch niemand da, der mir wirklich genau Bescheid geben konnte. So versuchte ich telefonisch von meinem Büro aus im Landratsamt Auskunft zu erhalten. Ich erreichte gleich unseren Landrat, der mir bestätigte, daß Niederaltaich am folgenden Dienstag bis 12.00 Uhr geräumt sein müsse. Nach den derzeitigen Prognosen würde ein Bruch des Donaudammes auf unserer Donauseite oberhalb Niederaltaichs bedeuten, daß Niederaltaich bis zu 3 m überflutet würde, was einen Wasserstand im Erdgeschoß des Klosters bis zu 1,5 m bedeuten würde, außerdem würde Altenufer in diesem Fall komplett überflutet und Hengersberg bis Mitte Marktplatz. Auf meine Anfrage, daß ich das Kloster nicht verlassen wollte, erklärte mir der Landrat, daß sicher der Strom abgestellt werden würde, daß eventuell die Trinkwasserversorgung ausfallen könnte und wir im Kloster eingeschlossen wären. Wenn ich damit leben könnte, hätte er nichts gegen ein Verbleiben im Kloster, das ja im Laufe seiner Geschichte bereits etliche Hochwasser überstanden hatte. Als er mich nach Besonderheiten

fragte, erwähnte ich unsere pflegebedürftigen Mitbrüder. Landrat Bernreiter erklärte mir, daß für solche Fälle Pflegeplätze bereitstehen würden, und er würde mir das organisieren. Nach dem Telefonat fuhr ich mit dem Fahrrad wieder zum Feuerwehrhaus, um eventuell irgendwo mithelfen zu können. Außerdem machte ich mir Gedanken über den Verbleib unseres Klosterrhundes Feger und entschloß mich dann, meine Sekretärin anzurufen und sie zu bitten, Feger abzuholen und für die Zeit der Evakuierung zu sich zu nehmen. Kurze Zeit später kam sie zusammen mit ihrem Mann und holte den Hund ab. Zwei



Wochen sollte sein Exil dauern, wo er sich ausgesprochen wohlgefühlt.

Am Feuerwehrhaus hatten sich inzwischen immer mehr Menschen versammelt, darunter viele Feuerwehren aus der näheren und weiteren Umgebung, um bei etwa anfallenden Arbeiten zu helfen. Der Kreisbrandmeister bat eine der Wehren (FFW Oberaign), im Kloster bei Räumarbeiten zu helfen. Es war bereits nach 22.00 Uhr. So begannen wir, aus dem Kellergeschoß unseres Zwischenbaus (Haus St. Pirmin) die wichtigen und beweglichen Sachen

(z.B. trockene Lebensmittel, Wäsche, Mobiliar, Leihfahrräder des Gästehauses) nach oben zu räumen, soweit es uns möglich war und wir Platz für diese Dinge fanden. Nachdem wir die Chefin unseres Klosterladens geweckt hatten, halfen einige der Feuerwehrler ihr, im Laden alle Waren von den unteren Regalen weiter nach oben zu verfrachten. Ein Mitbruder begann, unsere Autos nach Hengersberg an höher gelegene Plätze zu fahren und dort in Sicherheit abzustellen. Plötzlich kurz nach 23 Uhr standen zwei Krankentransportwagen vor der Tür, um unsere pflegebedürftigen Mitbrüder abzuholen. So wurden noch in der Nacht Abt Emmanuel, P. Joseph, P. Gerhard und als Betreuer fr. Gabriel evakuiert und in ein aufgelassenes Pflegeheim nach Deggendorf gebracht, in dem die Malteser eine Betreuungseinrichtung aufbauten. Da sich zeigte, daß eine angemessene Pflege von P. Joseph nicht gewährleistet werden konnte, wurde er ebenfalls noch in der Nacht ins Klinikum Deggendorf verlegt und von dort aus dann sehr schnell ins BRK-Pflegeheim nach Winzer. In den nächsten Tagen zeichnete sich ab, daß die Evakuierung unseres Dorfes und Klosters länger anhalten würde. Deshalb wurde Abt Emmanuel von einer Bekannten abgeholt und nach München mitgenommen. P. Gerhard konnte im BRK-Pflegeheim in Deggendorf unterkommen und fr. Gabriel zunächst bei einer Bekannten und dann bei seiner Mutter.

Nachdem wir den Klosterkeller soweit geräumt hatten, wie es uns möglich schien, marschierten wir, die FFW Oberaign und ich, wieder zum Feuerwehrhaus und halfen mit bei der Sicherung des Dammes mit Sandsäcken. Immer wieder wurden die Sandsäcke knapp, immer wieder kam Nachschub: Viele Feuerwehren in der Nähe und in der Ferne und viele Freiwillige waren Stunden und Tage beschäftigt, Sandsäcke zu füllen. Zigtausend Sandsäcke wurden von Günzburg zur Verfügung gestellt und von der Feuerwehr Günzburg in unsere Region gebracht.

Dienstagfrüh gegen 5.00 Uhr ging ich zurück ins Kloster, um Abt Marianus und die Mitbrüder auf dem Weg zum Gebet zu treffen, damit wir die Evakuierung der Mitbrüder in die Wege leiten konnten. Letztlich wären alle Mitbrüder gerne im Kloster geblieben, aber da klar war, daß das Leben sehr eingeschränkt werden könnte, baten wir die Mitbrüder, das Kloster zu verlassen und zunächst selbst zu schauen, wo sie unterkommen könnten. Als der Pächter unseres Kraftwerkes vorbeikam um seine Hilfe anzubieten, erklärte er sich ganz spontan bereit, ebenfalls zwei Mitbrüder aufzunehmen. Ein Mitbruder mußte zunächst für ein paar Tage in die Sammelunterkunft (Turnhalle) in Hengersberg, bevor er anschließend bei einer befreundeten Familie Herberge fand. Einige Tage später kam das Angebot von Mutter Äbtissin Bernarda aus Tettenweis, Mitbrü-

der aufzunehmen. Auch andere Klöster boten Unterkunft an. Da sich der Evakuierungszustand hinzog, siedelten vier Mitbrüder daraufhin nach Tettenweis um. Die übrigen Mitbrüder wollten gerne bei ihren jeweiligen Gastgebern bleiben. Zu viert blieben wir im Kloster zurück, um da nach dem Rechten zu schauen.

Schulleitung und Lehrerkollegium waren am Dienstagvormittag damit beschäftigt, weitere Gegenstände aus dem Untergeschoß der Schule und ganz wichtige Dinge aus dem Erdgeschoß in höher gelegene Räume zu verbringen. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Kloster, die selbst in überflutungsgefährdeten Gebieten wohnten, konnten nach Hause gehen. Die übrigen verräumten ebenfalls so viel Hab und Gut des Klosters wie möglich aus dem Keller an hochwassersichere Plätze im Haus. So konnten wir z.B. aus der Registratur der Verwaltung einige ganz wichtige Unterlagen retten. Die Mitbrüder, die im Haus geblieben waren, sicherten Verschiedenes, z.B. in der Basilika und im Erdgeschoß des Klosters. Dazu deckten wir uns mit einer größeren Menge Kerzen sowie etlichen Petroleumlampen für die Abende und Nächte ein. Lebensmittel waren genügend vorhanden.

Gegen 12.00 Uhr am Dienstag verließen alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Schule und Abtei, und wir blieben zu viert in unserer großen Klosteranlage zurück, eine eigenartige Atmosphäre.

Nachdem ich selbst einige wichtige Utensilien aus meinem Büro „gerettet“ hatte (die meisten davon finde ich bis heute nicht wieder), verbrachte ich den restlichen Tag wie die weiteren Tage hauptsächlich bei der Feuerwehr und schaute gelegentlich bei den Mitbrüdern im Kloster vorbei. Abt Marianus und die anderen beiden Mitbrüder blieben vor allem im Kloster, sahen da nach dem Rechten und versuchten, das Gebetsleben, wenn auch auf kleiner Flamme, in unserem Hause am Leben zu erhalten.

Die FFW und viele Freiwillige waren weiter mit Deichsicherungsarbeiten beschäftigt. Außerdem waren ständig Dammwachen unterwegs, in der Regel ein erfahrener Feuerwehrmitglied und ein freiwilliger Helfer. Außerdem wurde der Donaupegel beobachtet, der unaufhörlich stieg, am frühen Nachmittag aber kurzfristig sank: Irgendwann um die Mittagszeit waren der Isardamm bei Fischerdorf und der linke Donaudamm unterhalb von Niederaltaich bei Winzer gebrochen.

Bald begann der Donaupegel wieder zu steigen, und schnell zeigte sich, daß nun das Wasser sozusagen von unten kam, vom Dammbruch bei Winzer her. Verzweifelt versuchten die vielen Menschen, einen Damm unterhalb Niederaltaichs zwischen Ohedamm und Donaudamm aufzurichten, um so eine Barriere für das Wasser zu schaffen und Niederaltaich zu schützen – vergeblich, der Versuch war zum Scheitern verur-

teilt. In meiner Erinnerung war das der schlimmste Moment, vor allem für die Feuerwehrler, als klar wurde, daß Mühe und Einsatz umsonst gewesen waren, und daß das Wasser nicht aufzuhalten war und von unserem Dorf Besitz ergreifen würde. Viele tränенfeuchte Gesichter waren zu sehen. Ebenso machte sich allmählich die Erschöpfung bei den Menschen bemerkbar, die schon tagelang im Einsatz waren – die Anstrengung sollte jedoch noch viele weitere Tage anhalten.

Das Wasser stieg, von Winzer her kommend, überflutete die Gundlau und weitere Teile des Dorfes. Die Donau drängte in die Ohe, welche sich dadurch aufstaute und in den Mühlbach zurück staute. So trat dieser bald über die Ufer und überflutete die umliegenden Teile des Dorfes. Ebenso stieg der Grundwasserspiegel unaufhörlich und drang in viele Keller ein, eben auch in unseren Klosterkeller im sogenannten Zwischenbau von 1953/54. So nahm das

Wasser allmählich immer mehr Besitz vom Dorf. Erschreckend war, wie schnell das Wasser stieg: Am späten Nachmittag stand das Wasser im Bereich unserer Hackschnitzelheizung etwa knöchelhoch, zweieinhalb Stunden später, als ich meinte unbedingt in der Heizanlage etwas kontrollieren zu müssen, war das Wasser schon gut hüft hoch, und ich schaffte es nicht mehr, die Tür zur Technikzentrale gegen den Wasserdruck zu öffnen.

Um 19.45 Uhr war es dann soweit: Das Dorf war überflutet. Der Strom wurde abgestellt, womit alle elektrisch betriebenen Gerätschaften einschließlich Kühl- und Heizanlagen ausfielen. Dagegen konnte die Trinkwasserversorgung in Niederaltaich während der gesamten Überschwemmungsphase aufrechterhalten werden.

Am Dienstagabend habe ich dann das erste Mal bei Petroleumlampenschein kalt geduscht – ein Erlebnis ganz besonderer Art. Ich muß hier allerdings gestehen, daß ich ab Samstag zum bekannten „Fremd-Warm-Duscher“ wurde: In der Nacht von Freitag auf Samstag bin ich nach dem Duschen trotz vieler Decken und warmer Socken überhaupt nicht mehr warm geworden und habe gefroren wie ein nasser Schneider. Am



Samstag dann fiel ich in Wathose in die schmutzige Brühe, als wir, ein THW-Mann und ich, beim Abpumpen in der Schule die Türen öffnen wollten. Darauf ging ich die folgenden Abende zu Freunden nach Hengersberg, wo ich warm duschen konnte, etwas zu essen bekam und für eine kurze Zeit etwas anderes sah als Hochwasser, und über anderes reden konnte. Das waren sehr wichtige Momente zum Durchatmen für mich.

Nach wenigen unruhigen Stunden im Bett verbrachte ich den Mittwoch wieder hauptsächlich bei der Feuerwehr. Es ging vor allem darum, Dammwache zu gehen und an den betreffenden Stellen am Deich zu arbeiten, wo es notwendig war. Einmal ging ich mit einem jungen Feuerwehrmann Dammwache donauabwärts. Dort machte der Donaudamm uns weniger Sorgen als donauaufwärts. Rechts von uns waren der Donaudamm und daneben die Donau, die nahezu an der Dammkrone anstand, links von uns eine einzige große Wasserfläche bis hinüber zum Ohedamm. Einzelne Baumgruppen und der Hof Gundlau (ein altes Gehöft, dem das Wasser kaum schadete) ragten aus der Wasserwüste heraus. An und

für sich hatte diese Landschaft sogar etwas Idyllisches an sich. Wenn das der Normalzustand gewesen wäre, hätten wir uns in einer herrlichen Urlaubslandschaft befunden. Vor uns auf dem



schmalen, nicht überfluteten Weg lief ein Reh, völlig verängstigt, gehetzt und erschöpft. Es war kaum schneller als wir beiden Menschen, und leider hat es nicht verstanden, daß wir ihm absolut nichts anhaben wollten. Irgendwann schlug es sich nach links in ein Gebüsch. Was dann aus ihm geworden ist, habe ich nicht mehr verfolgen können. Auf alle Fälle ist das ein Bild dieser Naturkatastrophe, das sich mir zutiefst eingeprägt hat, dieses erschöpfte und geängstigte Reh, die geschundene Kreatur ... – Manches tote Tier haben wir nach der Flut auf Wiesen und Äckern gefunden, manchen Vogel, der vom Himmel gefallen war, weil er nichts mehr zum Fressen gefunden hatte.



Im Laufe des Mittwochs erreichte der Donaupegel seinen Höchststand und begann nach einigen Stunden langsam wieder zu sinken. Irgendwann hörte dann das Wasser im Dorf auf, weiter zu steigen. Die Sorge wurde ein wenig kleiner, obwohl die Gefahr eines Deichbruches nicht gebannt war. – In gewisser Weise waren diese Stunden in der ganzen Zeit die relativ ruhigsten. Außer Dammwache gehen, notwendige Arbeiten am Damm verrichten und warten, konnten wir nichts tun.

Sehr viele Menschen hatten unsere Gemeinde verlassen, viele waren auch da geblieben, um unser Dorf und unsere Heimat zu schützen, soweit möglich. Wir quartierten kurzerhand noch einen Nachbarn bei uns im Kloster ein, dessen Familie das Dorf verlassen hatte. Er selbst wollte in Niederältaich bleiben und mit Hand anlegen, wo es notwendig war. Wir meinten, falls wir in unseren Häusern durch die Fluten ein-

geschlossen würden, wäre er ganz alleine in seinem Haus. Im Kloster könnten wir wenigstens noch „Mensch-ärgere-dich-nicht“ miteinander spielen. Er hat in den folgenden Tagen an vielen Stellen in Dorf und Kloster

mitgeholfen und ist mir zu einem guten Freund geworden.

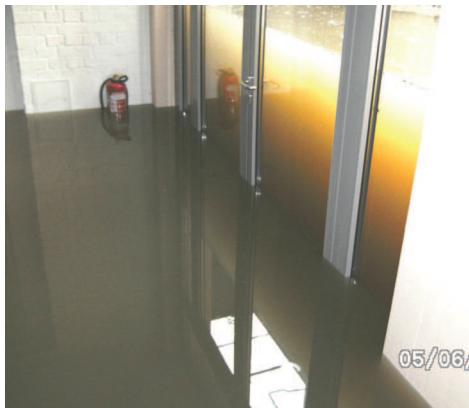
Durch den Wasserstand zeigten sich erstaunliche Höhenunterschiede in unserem Niederältaich, das eigentlich völlig flach zu sein scheint. Manche Dorfteile blieben während des gesamten Hochwassereignisses ringsum im Trockenen, wie zum Beispiel unsere gesamte eigentliche Klosteranlage. Es zeigte sich hierdurch sehr klar, daß das Hochwasser und seine Folgen ja letztlich handgemacht, von uns Menschen selbst verschuldet waren: Nicht nur, daß wir Menschen über Jahrzehnte unseren Siedlungsraum immer mehr ausgedehnt haben und so unter anderem Bächen und Flüssen Raum weggenommen, ihren Lauf begradigt, sie eingeengt haben. Nicht nur, daß wir in unserem Land täglich große Flächen versiegeln, womit die Niederschläge nicht mehr im Erdboden versickern können und sich langsam weiterbewe-

gen, sondern sie fließen an der Oberfläche ab und gelangen so schnell in Bäche und Flüsse und erhöhen deren Wassermengen und Fließgeschwindigkeiten dramatisch. Außerdem hat das Hochwasser uns schlüssig gezeigt, daß alle wirklich alten Häuser und Gebäude, nicht nur die Basilika und unsere Klosteranlage, dort stehen, wo das Wasser nicht oder erst sehr spät und nicht sehr hoch hinkommt. Unsere Vorfahren haben mit der Natur gelebt. Sie haben gewußt, daß der Mensch Teil der Natur, Teil der Schöpfung ist, und daß es ihm nicht gut ansteht und auf Dauer nicht bekommt, sich gegen die Schöpfung zu stellen. Erst im letzten Jahrhundert, vor allem wohl nach dem Zweiten Weltkrieg, fing der Mensch an, sich einzubilden, er hätte die Natur im Griff, er könnte beispielsweise die Naturgewalt des Wassers bändigen und im wahrsten Sinne des Wortes eindämmen. Und so wurde in der Folge überall hin gebaut, wo man eben besser nicht bauen sollte, und es wurden Keller gebaut, wo man das besser unterlassen hätte. Wir Mönche sind diesen Weg ebenso mitgegangen und haben die Schule (allerdings wohl aus Denkmalschutz-Gründen) quasi in ein Loch gebaut und haben den 1953/54 erbauten so-



genannten Zwischenbau mit einem Keller versehen. Die Folgen müssen wir jetzt tragen. – So lieferte das Hochwasser auch die Erklärung für das etwas eigenwillige, nicht sehr klar gegliederte Ortsbild von Niederaltaich. Allerdings hat es vor ca. 500 Jahren schon einmal ein Hochwasser ver-





gleichbaren Ausmaßes gegeben, obwohl damals ganz andere Bedingungen geherrscht haben und der Mensch noch lange nicht in der Weise in die Natur eingegriffen hatte wie heute.

In unserer Schule, die ja jenseits der Straße und des Mühlbaches liegt und in die Senke gebaut ist, stieg im Untergeschoß zunächst das Grundwasser an, bis dann der Mühlbach über die Ufer getreten war, den Schulparkplatz überflutet hatte und anschließend seinen Weg durch die Unterführung in das Schulgelände nahm. Bald stand das Wasser außerhalb der Schule deutlich höher als das Grundwasser in der Schule. Allmählich glichen sich die Wasserstände an, bis wir im Untergeschoß einen Wasserstand von 1,80 m innen wie außen erreicht hatten.

Während der gesamten Überflutungszeit konnten wir die Klosteranlage verlassen und problemlos z.B. nach Hen-

gersberg radeln, was ich wiederholt tat, z.B. um bei Freunden zu telefonieren, zu essen oder den Akku des Handys aufzuladen. Und so haben Freunde aus Hengersberg uns täglich mit heißem Kaffee und frischen Semmeln zum Frühstück versorgt. Immer war das Wegfahren aus dem Dorf mit der Angst verbunden, nicht mehr ins Kloster zurückzukommen, falls in der Zwischenzeit der Deich oberhalb von Niederaltaich brechen sollte. – Der Verkehr innerhalb des Dorfes dagegen war an vielen Stellen nur per Boot möglich. So mußte ich z.B. jeweils an einer bestimmten Stelle mit dem Boot abgeholt werden, wenn ich zum Feuerwehrhaus wollte. Das Ganze hatte etwas von „Klein-Venedig“ an sich.



Obwohl trotz Evakuierung viele Menschen in Niederaltaich geblieben waren, herrschte eine ziemlich eigenartige, fast ein wenig unheimliche Atmosphäre, vor allem wenn man nachts in dem verlassenen, ruhigen und stockdunklen Dorf unterwegs war.

Unser Lebensmittelpunkt im Dorf war in diesen Tagen beim Feuerwehrhaus: Dort gab es Strom vom Notstromaggregat, dort gab es warme und kalte Verpflegung, warme und kalte Getränke, dort gab es die neuesten Informationen, dort gab es die Möglichkeit, etwas zu tun, und dort gab es vor allem Gemeinschaft, so daß keiner das erschreckende Geschehen alleine tragen mußte. Wir alle waren uns wohl bewußt, daß die Gefahr eines Deichbruches oberhalb von Niederaltaich nicht gebannt war, kannten wir doch die Schwachstelle des Deiches in Höhe des Luberweihers und verwandten viel Zeit und Energie darauf, diese Stelle zu sichern. Wir alle waren gezeichnet von der schon so lange andauernden Anstrengung und von der Sorge; die Gesichter der Menschen sprachen eine deutliche Sprache. Trotz all dem hatte das Leben beim Feuerwehrhaus in gewisser Weise auch etwas Heiteres an sich, es wurde geredet und gelegentlich gelacht, Angst ließ man nicht zu sehr hochkommen. Allerdings war zu diesem Zeitpunkt sicherlich den wenigsten von uns klar (auch mir nicht), welche katastrophalen Folgen ein Deichbruch oberhalb von Niederaltaich haben könnte, gerade für Leib und Leben von uns, die wir das Dorf nicht verlassen hatten. Diese Erkenntnis kommt uns wohl erst jetzt, viele Wochen nach der Flut, so allmählich ins Bewußtsein. Ständig waren aus den umgebenden Gemeinden Sirenen zu hören, ebenso

Martinshörner der verschiedenen Einsatzfahrzeuge. Sirenen und Signalhörner haben seither einen anderen Klang für mich, einen bedrohlicheren. Viele Hubschrauber waren am Himmel unterwegs und brachten durch ihre Rotorwellen die aufgeweichten Dämme zum Vibrieren, was wir da unten an den Dämmen nicht sonderlich gerne hatten. Und wieder und wieder kamen Teams von Presse, Funk und Fernsehen und wollten Interviews und Fotos. Das diente nicht immer zu unserer Freude. Und leider wurde so manche Falschmeldung verbreitet, was dann bei entfernt wohnenden Angehörigen und Freunden Ängste hervorrief. Deshalb bat ich meine Eltern bei einem der täglichen, äußerst kurzen Anrufe mit dem Handy (der Akku mußte ja gespart werden!), einfach nichts mehr zu glauben von dem, was sie so ringsum hörten. Viele Bekannte erkundigten sich per SMS nach dem Ergehen und dem Geschehen: Antwort haben sie keine bekommen, eben aus Rücksicht auf den Handy-Akku, der für wichtige Telefone benötigt wurde, und weil ich in der Situation keine SMS schreiben wollte. Irgendwann machte sich bei mir der Gedanke breit, wie schnell doch das „A-Normale“ zur Normalität werden kann, und eine Ahnung stieg mir auf, daß es lange, sehr lange, dauern würde, bis ich wieder voll und ganz in den klösterlichen Rhythmus zurückfinden würde. (Bis heute ist mir das wohl nicht zu hundert Prozent gelungen.)



Von dem, was sich rings um uns abspielte, bekamen wir, zumindest ich, kaum etwas mit. So haben wir erst viel später erfahren, daß die Menschen in dem nur 1 km entfernten Altenufer eine Nacht lang einen heroischen Kampf führten, um den linken Ohe-damm zu sichern und so ihr Dorf vor der Flut zu bewahren. Gott sei Dank haben sie ihren Kampf gewonnen und ihr Dorf gerettet. Was die Flut in Fischerdorf angerichtet hatte, ist uns erst allmählich ins Bewußtsein gekommen, und wie die Fluten weiter stromabwärts (noch nach Passau) gewütet haben, weiß ich bis heute nicht ganz genau. Erst Tage später, als es wieder Strom gab und Telefon und Internet

wieder funktionierten, begann ich mir ein Bild davon zu machen, wie es ansonsten in unserem Landkreis ausgesehen hat, habe ich mir Fotos z.B. vom überfluteten Autobahnkreuz angesehen und so erst ganz allmählich etwas erfaßt vom ganzen Ausmaß dieser Katastrophe.

Nachdem der Donaupegel weiter sank, kehrten immer mehr der evakuierten Mitbürger ins Dorf zurück, viele zunächst allerdings nur tagsüber, um in ihren Häusern nach dem Rechten zu sehen. Ich denke fast, daß es einfacher war, vor Ort zu sein und die Entwicklung der Lage mitzuverfolgen, als tapferlos in der Ferne zu sitzen und dann das Ausmaß der Zerstörung erst bei der Rückkehr zu sehen. Bald kamen die ersten professionellen Hilfsorganisationen, dazu zu unserem Leidwesen vor allem am Samstag unendlich viele Katastrophen-touristen, die die Straßen und Wege verstopften und auf den aufgeweichten Deichen herumtrampelten. Das wurde erst besser, als die Zufahrtswege zum Dorf von der Bundespolizei abgesperrt und die Menschen kontrolliert wurden. Von Plünderungen, wie es sie wohl sogar per Boot im überfluteten Fischerdorf gegeben haben soll, habe ich in Niederaltach nichts gehört.

In den einzelnen Ortsteilen konnte man zu unterschiedlichen Zeiten beginnen, die Gebäude leer zu pumpen und leer zu räumen. Neben den professionellen Helfern von THW, Feuerwehr, Bun-



deswehr und Bundespolizei kamen immer mehr freiwillige Helfer, teils von sehr weit her, um bei den Aufräumarbeiten zu helfen. Das Erleben dieser Hilfsbereitschaft war eines der großen positiven Erlebnisse dieser Katastrophe. Wer hätte es unserer Gesellschaft zugetraut, daß sie im Ernstfall so zusammensteht und eine solche Solidarität an den Tag legt?

Die Einsatzkräfte schlügen ihre Lager vor allem auf unserem Gelände auf, vor der Schule, wo sich die Einsatzzentrale befand, im Klosterinnenhof und im Wirtschaftshof. Es war ein buntes und vor allem sehr geschäftiges Leben, das sich da entfaltete, LKWs, Zelte, Tische und Bänke, Scheinwerfer, die die Nacht zum Tage machten, emsiges Menschengewimmel. Das Ganze glich einem großen Heerlager ... – Einigen Zügen des THW konnten wir ein festes Dach über dem Kopf anbieten und sie zum Schlafen in unserer alten Turnhalle sowie in den Schülerspeisesälen unterbringen. Wahre

Könige waren diejenigen, die die Zimmer im Ökumenischen Institut belegen konnten.

Am Samstag (8. Juni) war es dann so weit, daß der Kreisbrandmeister uns grünes Licht gab: Wir konnten, ohne die Statik unserer Gebäude zu gefährden, mit dem Leerpumpen und Leerräumen von Klosterkeller und Gymnasium beginnen und beschäftigten tagelang neben unseren eigenen Mitarbeitern, soweit sie von zu Hause abkömmlinglich waren, Bundeswehr, Bundespolizei, THW, verschiedene Feuerwehrzüge und viele, viele freiwillige Helfer, gerade auch aus unserer großen Schulfamilie. In der Schule wurden in einem Zug mit dem Ausräumen alle Trockenbauwände sowie sämtliche Türen im Untergeschoß entfernt, da diese nicht zu erhalten waren.

Professionalität und Hilfsbereitschaft der Organisationen waren sehr wohltuend und hilfreich. Sehr bewundert habe ich die Polizistinnen und Polizisten, die die Lebensmittel aus unserer

Kühl- und Gefrieranlage, die überflutet und außer Betrieb gewesen war, einzeln auspacken und entsorgen mußten. Wahrlich keine angenehme Aufgabe. Sie meinten lapidar: „Das ist jetzt zu tun, das ist wichtig, und wir machen das, denken Sie sich nichts dabei.“



Auf unserem Gelände, wie überall im Dorf, sammelten sich Unmengen durchnäßter und zerstörter Gegenstände. Die Entsorgungsfirmen hatten große Mühen, mit der Abfuhr des Mülls hinterherzukommen. Dafür leerten sich die überfluteten Räumlichkeiten zusehends, obwohl es insgesamt sehr lange dauerte, bis alles ausgeräumt war, was heraus mußte. Immer wieder, wenn man durch die Gebäude ging, fand sich etwas, was man zuvor übersehen hatte. Da war es sehr gut, daß nach Abzug der Hilfsorganisationen immer noch und immer wieder Freiwillige kamen, um bei den Räumarbeiten mitzuhelfen, so z.B. Schüler der Berufsschule Vils-hofen mit ihren Lehrern, Mitarbeiter

der Nationalparkverwaltung Bayerischer Wald oder Kinder und Jugendliche aus der Pfarrei Fürstenstein mit der Aktion „Uns schickt der Himmel“.

Im Klosterhof war nur wenig Wasser gestanden. Hier erledigte der Geschäftsführer, Herr Ketzer, mit Mitarbeitern und freiwilligen Helfern die notwendigen Aufräum- und Putzarbeiten, so daß der Klosterhof bald wieder, zumindest eingeschränkt, funktionsfähig war. Danach konnten wir durch den Klosterhof die Verpflegung der Einsatzkräfte

und der freiwilligen Helfer übernehmen. Ein großer Teil der Mahlzeiten wurde dabei von der Kantine der Bundespolizeiabteilung Deggendorf geliefert und bei uns nur ausgegeben, ein kleiner Teil der Verpflegung wurde im Klosterhof selber zubereitet.

Nun galt es zum einen, sich einen Überblick über das Ausmaß der Schäden zu machen, zum andern die ersten und notwendigsten Maßnahmen zu planen und durchzuführen, damit Schritt für Schritt das Leben und der Betrieb in unseren Gebäuden wieder beginnen konnte. Zunächst hieß es einfach nur trocknen, trocknen, trocknen ... Ich denke, wenn ich alles zusammenrechne, liefen in unseren Ge-

bäuden über Wochen zwischen 70 und 80 Bautrockner (davon allein 40 in der Schule), die eine entsprechende Menge Strom verbrauchten und die täglich mehrmals geleert werden wollten. Meine Aufgabe war das spätabendliche Leeren, was vor allem in der Schule im stromlosen und daher dunklen Untergeschoß durchaus eine Herausforderung war. Dankenswerterweise half mir über Wochen fast jeden Abend ein guter Freund aus Hengersberg dabei. Schwierig war es und ist es bis heute, Fachfirmen für die erforderlichen Arbeiten zu bekommen, da die Firmen in unserer Region weit über ihre Kapazitätsgrenzen hinaus ausgelastet sind. Dennoch waren Firmen, mit denen wir schon länger zusammenarbeiten, sehr schnell bereit, bei uns die notwendigsten Maßnahmen durchzuführen, damit vor allem die Schule ihren Betrieb wieder aufnehmen konnte.

Genauso schwierig war es für fast alle vom Hochwasser Betroffenen, Sachverständige zu finden, die die tatsächlich eingetretenen Schäden (zerstörte Bausubstanz, gestörte Gebäudestatik, Schimmelbildung und vor allem Schäden durch Öl) zuverlässig beurteilen und die erforderlichen Sanierungsmaßnahmen empfehlen konnten.

Betroffen vom Hochwasser waren unser Klosterkeller mit vielen technischen Einrichtungen, den Vorratsräumen samt Kühl- und Gefrieranlage für die Küche, Wäscherei und dem Kellerstüberl für die Gäste. In der Schule

wurde das gesamte voll ausgebauete Untergeschoß (2.200 m<sup>2</sup> Nutzfläche) ein Opfer der Überflutung. Die Hack-schnitzelheizung stand über einen Meter unter Wasser, die Kurswerkstatt der Firma Dictum ist vom Wasser zerstört. Wir hatten Wasser in der Konvent- und Schülerbibliothek, im Tischtennis- und im Werkraum, in den als Archiv und Bibliothek genützten Räumen im Keller des Ökumenischen Institutes und im Klosterhof. Auch der Keller eines an einen Mitarbeiter vermieteten Reihenhaussteiles samt der Heizung fiel der Flut zum Opfer. In der Landwirtschaft gab es Schäden zu beklagen an Gebäude und Maschinen, an Erntevorräten und am Aufwuchs für die Ernte 2013.

Nachdem die Stromversorgung des Dorfes



in Gang gesetzt war, konnte unser Elektriker in der Woche nach dem 10.Juni unsere Elektro-Hauptverteilung, die unter Wasser gestanden hatte, reparieren, so daß wir auch Strom im Haus hatten, und ab Freitagabend, 14. Juni, Telefon, Internet und E-Mail funktionierten. Wir bekamen wieder Anschluß an das Leben draußen.

Bald funktionierte auch die Heizanlage für die Warmwasserbereitung wieder,



allerdings viele Wochen lang mittels des Ölkkessels. Inzwischen läuft der Hackschnitzelkessel. Es stehen jedoch noch etliche Reparaturarbeiten an der Heizanlage aus.

Einzelne Mitbrüder waren schon im Laufe der Woche zurück gekommen, die meisten der restlichen evakuierten Mitbrüder kamen am Sonntagabend, 16. Juni, zurück. Scherhaft hatte ich zuvor zu Abt Marianus gesagt: „Ich bin gespannt, ob wir alle Mitbrüder und Autos wiederfinden werden.“ Für die Mitbrüder war es schwer gewesen, daß sie in dieser Katastrophensituation ihr Kloster verlassen mußten und das Geschehen nur aus der Ferne verfolgen und betend begleiten konnten. Ab Montag, 17. Juni, übten wir uns dann wieder in einen geregelten klösterlichen Tagesablauf ein. Die pflegebedürftigen Mitbrüder, die ja sehr gut untergekommen waren, kamen erst sehr viel später ins Kloster zurück,

nachdem wir ihnen die normalen Umstände für ihre Betreuung gewährleisten konnten.

Mit der Schule gab es viele Überlegungen, wann und wie der Schulbetrieb aufgenommen werden könnte, und vor allem, wie und wo die mündlichen Abiturprüfungen durchgeführt werden könnten. Dabei war zu berück-

sichtigen, daß ja so gut wie alle Abiturientinnen und Abiturienten durch das Hochwasser betroffen waren, und daß viele von ihnen bis zur Erschöpfung an den verschiedensten Stellen, z.B. bei uns im Dorf bei der Feuerwehr, mit im Katastropheneinsatz gewesen waren. Hier hat unsere Schulleitung mit den verantwortlichen Lehrkräften im Gespräch mit den betroffenen Abiturienten und Abiturientinnen und mit Zustimmung der übergeordneten Behörden gute und teils sehr individuelle Lösungen gefunden. Die Prüfungen konnten dann in der Realschule in Schöllnach, weit weg vom Hochwasser, durchgeführt werden. Unseren Gastgebern dort gebührt an dieser Stelle unser Dank, ebenso der Pfarrei Hengersberg, die vorübergehend Räume und Gerätschaften für das Schulsekretariat zur Verfügung gestellt hatte. – Auf alle Fälle haben alle unsere Abiturientinnen und Abiturienten ihr

Abitur bestanden. Allerdings war das St. Gotthard Gymnasium Niederaltaich das einzige Gymnasium in Bayern, das seine Absolvia 2013 nicht zum angeordneten Termin aus der Schule entließ, sondern deutlich später. Meines Erachtens hat ja das Leben diesem Abiturjahrgang bei uns eine „Reifeprüfung“ abverlangt, wie Schule das niemals könnte, sondern wie eben nur das Leben selbst es kann. Ich habe große Hochachtung vor diesen jungen Menschen.

Mit Montag, 17. Juni, konnte dann der Schulbetrieb wieder beginnen, jedoch nicht in der Form unseres Ganztagsgymnasiums, sondern als Halbtagschule ohne Mittagsverpflegung und weitgehend ohne Nachmittagsunterricht. Die Schüler wurden in Ausweichquartieren untergebracht, z.B. in den Speisesälen, in einem Raum des Tagungshauses St. Pirmin, in einem Raum der Gaststätte Klosterhof. Die noch ausstehenden Schulaufgaben wurden neu angesetzt und der Notenschluß weit nach hinten zum Schuljahresende verschoben. Auf diese Weise konnte letztlich trotz der beinahe zweiwöchigen Unterbrechung des Schulbetriebs während der Flut und der reduzierten Möglichkeiten nach der Flut jeder Jahrgangsstufe der Inhalt ihres jeweiligen Lehrplanes vermittelt werden. Möglich war dies durch die Bereitschaft aller Beteiligten, der Schulleitung und der Lehrkräfte sowie der Schüler und Eltern, die Unannehm-

lichkeiten und zusätzlichen Belastungen auf sich zu nehmen.

Nachdem die Küche ja ihren Betrieb bereits länger wieder aufgenommen hatte, starteten wir am 1. Juli mit dem Gästebetrieb in unserem Haus St. Pirmin.

Die Firma Dictum suchte sich zunächst Ausweichquartiere für ihre zerstörte Kurswerkstatt. Seit der Sommerpause sind die Kurse vorübergehend in unserer Schreinerei zu Gast, bis die Kurswerkstatt völlig wiederhergestellt ist.

Bald nach dem Ende der akuten Katastrophensituation kamen die Verantwortlichen unserer Diözese einschließlich unseres Bischofs, um sich ein Bild der Schäden zu machen und zu schauen, wo und wie sie helfen könnten. Ebenso kamen viele Verantwortliche aus der Politik, von der Obersten Baubehörde Bayerns in München, von den zuständigen Sachgebieten der Bezirksregierung von Niederbayern usw.

Es gingen viele, viele Hilfsangebote und viele, viele kleine, große und sehr große Spenden ein. Dabei erlebten wir sehr berührende Dinge: Schüler völlig fremder Schulen, die für die Schüler unserer Schule Kuchen backten und verkauften; Seniorenclubs, die eine Aktion für unser Kloster veranstalteten; viele Benefizkonzerte; Kinder einer THW-Helferin, die bei uns im Einsatz gewesen war, die in Oberfranken eine Benefizaktion für unsere Schule organisierten. – Es ist bei weitem nicht möglich, alles aufzuzählen.

Die Politik erarbeitete die staatlichen Fördermöglichkeiten und legte die entsprechenden Programme auf. Mit all dem müssen wir uns nun vor allem in der Verwaltung beschäftigen, Anträge stellen, Unterlagen vorbereiten usw., um die Hilfen tatsächlich zu bekommen, die zur Verfügung stehen, damit wir die Situation wirtschaftlich bewältigen können.

Nach vielen Wochen begegnete ich „zufällig“ einem guten Bekannten, einem promovierten Geologen, der mir erzählte, daß er derzeit sehr viel in Sachen Schadensaufnahme Hochwasserschäden tätig ist. Bei seinen Schilderungen bemerkte ich, daß er wirklich etwas von der schwierigen Materie versteht, und bat ihn, bei uns die Schäden zu begutachten. Seither wurden und werden in allen betroffenen Bereichen Bohrungen durchgeführt (wegen der Mineralölbelastung, wofür allein das Hydrauliköl der Aufzugsanlagen genügt) und Proben auf Schimmelbefall genommen. Immer wieder ist es sehr erschreckend für mich, was da an weiteren und ungeahnten Schäden zutage tritt. Das kostet sehr viel Kraft. Es ist jedoch gut und wichtig, diese Untersuchungen durchzuführen und so eine gründliche und sinnvolle Sanierung planen zu können, wobei wir nun sehr gut von Dr. Kunz und dem weiteren Team seiner Firma unterstützt werden. – Die Sanierungsarbeiten werden lange Zeit in Anspruch nehmen. Es wäre mir zwar lieber, die gesamten

Arbeiten schnell zu einem guten Abschluß zu bringen. Ich habe allerdings inzwischen verstanden, daß hier „schnell“ nicht unbedingt „gut“ ist, und daß das alles eben seine Zeit braucht. So sind wir derzeit vor allem in der Phase der Planung und Sondierung. Nur wenig von den Schäden ist bereits dauerhaft und endgültig saniert und behoben. Wir müssen in allen Bereichen vor allem räumlich nach wie vor mit Provisorien leben. Nichtsdestotrotz laufen unser klösterliches Leben und alle unsere Aufgaben in Gästehaus, Schule usw. reibungslos und gerade für die Gäste ohne Einschränkungen. Unsere Küche funktioniert einwandfrei, es gibt Warmwasser, und wir können heizen. Die Bewirtung im Klosterhof ist schon seit Monaten problemlos möglich. Wir Mönche können unsere normale klösterliche Tagesordnung leben. Und wir können sogar gelegentlich anderen hochwasserge schädigten Niederaltaicher Einrichtungen, wie z.B. der Landvolkshochschule St. Gunther oder der Abt-Joscio-Schule, für Veranstaltungen usw. Räumlichkeiten zur Verfügung stellen. Dennoch freuen wir uns natürlich auf die Stunde, zu der alle Schäden behoben sind und Kloster und vor allem Schule in neuem Glanz erstrahlen. Und wir sind sehr zuversichtlich, daß wir das alles schaffen werden mit Hilfe all der Unterstützung, die uns von den Freunden unseres Klosters und unseres Gymnasiums sowie von unzähligen

fremden Wohltätern zuteil geworden ist, und mit Hilfe der staatlichen Förderprogramme, die wirklich sehr gut und hilfreich sind.

Insgesamt können wir sagen, daß wir sicherlich einen sehr großen materiellen Schaden erlitten haben. Aber wir haben keinen Schaden an Leib und Leben zu vermelden, nicht im Dorf, nicht in unserer Region, was Grund zu großer Dankbarkeit ist! Und unsere Kirchen und damit wertvolles Kulturgut blieben vom Hochwasser verschont.

Unser ganz herzlicher Dank gilt an dieser Stelle all den vielen Menschen, die uns geholfen haben und weiterhin helfen und uns auf die unterschiedlichste Weise unterstützt haben durch Spenden, durch praktische Hilfen, durch ihre Solidarität mit uns, den Angehörigen der verschiedenen Hilfsorganisationen, den vielen bekannten und unbekannten Freiwilligen, den Mitgliedern unserer Schulfamilie, unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die sich weit über ihren Dienstaufrag hinaus einbringen und mit viel Flexibilität auf Einschränkungen reagieren, und nicht zuletzt den Mitarbeitern bei den kommunalen und staatlichen Behörden, die durch die Bewältigung der Flut ein hohes Maß an Mehrarbeit leisten müssen und uns Betroffene trotzdem mit Freundlichkeit und Kompetenz unterstützen! Die Hilfsbereitschaft, die wir vom Hochwasser Betroffenen erfahren dürfen, ist wahrlich

überwältigend! Dank dieser Hilfsbereitschaft und der staatlichen Unterstützung wird es hoffentlich allen Betroffenen gelingen, die Katastrophe wirtschaftlich, finanziell zu bewältigen. Soweit nun mein sehr persönlicher Bericht von der Hochwasserkatastrophe dieses Jahres 2013. Zwar ist mir die Flut mit ihren Folgen ständig präsent, dennoch merke ich beim Schreiben, wie weit weg so manches schon ist, wie vor allem Zeiten und Ereignisse ineinander verschwimmen und manches nicht mehr so ganz genau im Gedächtnis ist. Hierfür bitte ich um Nachsicht. Die wenigen genannten Namen sind mir unterm Schreiben in die Feder bzw. in die PC-Tastatur geflossen. Sie stehen beispielhaft für viele andere ... Der Schilderung der Flut und ihrer Folgen möchte ich einige – wiederum sehr persönliche – Gedanken anfügen.

Was bleibt vom Juni-Hochwasser 2013? Wir haben eine schwere Naturkatastrophe erlebt, wie sie hier wohl kaum ein Mensch erlebt hat. Wir blieben, und das ist keineswegs selbstverständlich und Grund zu großer Dankbarkeit, hier in Niederaltaich und in Niederbayern von schwereren Schäden an Leib und Leben der Menschen verschont. Die Flut hat sich jedoch tief in unsere Herzen und Seelen eingegraben und da Wunden geschlagen, die Zeit brauchen werden um zu heilen, und die sicherlich ihre Narben hinterlassen werden.

In der Zeit der Überflutung und in den Tagen danach habe ich es für mich als

sehr hilfreich erlebt, daß ich etwas tun konnte oder zumindest meinte, etwas tun zu können, und daß wir gemeinsam versuchten, das Schlimmste für unser Dorf aufzuhalten.

Das andere, was hilft, ist das Reden über die Katastrophe, vor allem das Reden mit anderen Betroffenen, mit Menschen, die wissen, von was man redet. Auf diese Weise hat sich mir ganz besonders erschlossen, wie wichtig Selbsthilfegruppen sind. Schwieriger ist es mit Menschen zu reden, die sich keine Vorstellung davon machen können, was dieses Hochwasser tat sächlich für uns bedeutet. Das ist sehr schnell zu spüren und führt dann dazu, daß man eigentlich nichts mehr erzählen möchte. Ich habe an dieser Stelle für mich selbst gelernt, wie schwierig es ist, eine Ausnahme-Situation, in der sich ein anderer Mensch befindet, nachzuvollziehen, und daß ich mit ihm darüber nur sehr behutsam und zurückhaltend reden kann und darf.

Oft denke ich, daß ich überhaupt nicht mehr über das Hochwasser sprechen möchte. Aber kaum treffe ich jemanden, der davon betroffen war, sprudelt aus beiden schon wieder alles heraus. Und das ist wohl gerade das Wichtige: Das Geschehen muß aus uns heraus, und das geschieht eben im Reden darüber, und vielleicht auch im Schreiben ... Im Rahmen meiner gelegentlichen ärztlichen Tätigkeit bei der Bundespolizei kam es in den ersten Wochen nach dem Hochwasser ebenfalls häufig

zu Gesprächen mit den Beamten über ihren Hochwassereinsatz. Das war jeweils für beide Seiten wichtig und hilfreich, weil die Helfer wie die Geschädigten von dem, was sie da gesehen und miterlebt haben, traumatisiert, betroffen waren und sind.

Als hilfreich erlebe ich es ebenso, Videos und Fotos von der Flut anzuschauen, mich auf diese Weise damit auseinanderzusetzen. Nach wie vor mag ich nur wenige Fotos hintereinander anschauen, nach wie vor werden noch recht häufig die Augen dabei feucht, und doch merke ich, daß das gut tut und hilft zu verarbeiten.

Was mir im Gedächtnis bleiben wird, wohl den Rest meines Lebens, sind zunächst einmal Bilder aus der Zeit der Flut. Erstaunlicherweise sind es nicht die Bilder vom Wasser: Das war wenige Tage, nachdem das Wasser abgepumpt und abgeflossen war, schon ganz irreal, gar nicht mehr vorstellbar, wo und wie hoch die Fluten gestanden hatten, obwohl die Spuren des Wassers überall deutlich zu sehen waren. Und obwohl mir wie vielen anderen Menschen hier in den ersten Tagen nach der Überschwemmung das Hochwasser ständig im Traum erschien: Immer und überall war in den kurzen Phasen des unruhigen Schlafes in den Träumen Wasser, vor allem immer dort, wo es nicht hingehörte. Wie oft bin ich schweißgebadet aufgewacht nach solchem Traum ... Aber es sind mehr die anderen Bilder, die bleiben:

Da ist das Bild der Kirchturmuh, die auf dreiviertel Acht stehen geblieben ist. Wie oft habe ich, wie oft haben viele von uns in diesen Tagen der Flut ganz gewohnheitsmäßig zum Kirchturm geschaut, um sich zeitlich zu orientieren. Und immer war es dreiviertel Acht. So steht dieses Bild für mich praktisch als Symbol für die Hochwasserkatastrophe. Da ist das Bild des gehetzten Rehs, das vor uns „Dammwächtern“ fliehen wollte, Bild der geschundenen Schöpfung .... Da sind Bilder von den durch Erschöpfung und durch Entsetzen gezeichneten Gesichtern der Menschen ...

Neben den Bildern sind es Erfahrungen, die bleiben werden, vor allem die vielen ausgesprochen positiven Erfahrungen aus dieser Zeit: Da ist die Erfahrung, wie relativ so vieles ist, was wir normalerweise für wichtig im Leben halten, und daß man auch unter sehr reduzierten und eingeschränkten äußereren Bedingungen leben und gut auskommen kann. Da ist die Erfahrung, zu welchen körperlichen Leistungen Menschen fähig sind, wenn es darauf ankommt. Da ist die überwältigende Erfahrung von Hilfsbereitschaft und Solidarität, wie ich es, wie wohl die meisten von uns, unserer Gesellschaft nicht zugetraut hätte! Und so ist durch das Hochwasser das Wissen gewachsen, daß es so schlecht um unsere Gesellschaft nicht steht, wie uns ständig eingeredet wird, daß wir nicht eine Gesellschaft purer Egoisten sind, daß

gerade die jungen Menschen – aber nicht nur sie – bereit sind, sich bis an die Grenzen des Möglichen einzusetzen für andere, wenn es darauf ankommt. Und wir durften erfahren, daß die Menschen in unserem Dorf durch das gemeinsame Erleben näher zusammengerückt sind, und daß diese in der Not gewachsene Nähe anhält. – Wir haben die notwendige und äußerst hilfreiche Unterstützung durch die Hilfsorganisationen erlebt und ein ausgesprochen gut funktionierendes Krisenmanagement von den zuständigen Stellen her. Vor allem dem ungeheuren Einsatz unseres Landrats gilt meine höchste Anerkennung.

Im zeitlichen Abstand wächst in mir die Erkenntnis, mit welcher Naivität ich – und wohl viele andere – in diese Katastrophe hineingegangen bin: Manches hätte wohl besser verräumt werden können, manches besser gesichert. Von manchem Möbelstück hatte ich angenommen, daß es ein paar Stunden Wasser schon überstehen würde und hinterher nur einer gründlichen Reinigung bedürfe. Die Realität hat mich anderes gelehrt. Das ist allerdings kein Grund zum Ärgern: Wir haben vor der Flut versucht, uns nach bestem Wissen darauf zu rüsten. Erfahrungen mit einem solchen Geschehen hatten wir keine. Falls wir wieder in eine solche Situation geraten würden, würden wir manches anders machen, angefangen bei der Evakuierung der Mitbrüder, die diesmal sehr unsystematisch von stat-



ten ging, bis hin zum Sichern von Räumen und Gegenständen. Andererseits stelle ich mir oft die Frage, mit welchen Gedanken ich mit den jetzigen Erfahrungen im Hinterkopf in eine neue Hochwassersituation hineingehen würde? Würde mich das Wissen um alles, was da auf uns zukommt, lähmen und bereits im Vorfeld zur Verzweiflung bringen? Oder würde ich trotzdem die Kraft haben, alles Nötige zu tun?

Und es keimt in mir wie in vielen Menschen eine Ahnung auf davon, in welcher Gefahr wir, die wir im Dorf geblieben waren, uns befunden haben: Es waren ja nicht nur die Dammwachen gefährlich – was hätte im Ernstfall die Schwimmweste wirklich genutzt? –, sondern wenn der Damm oberhalb unserer Gemeinde gebrochen wäre, wäre doch vermutlich zunächst eine große Flutwelle über uns hinweg geschwippt und hätte wohl Menschen und Gebäude mit sich gerissen ... – und dann erschrecke ich über meine, über unsere Naivität und weiß: Die angeordnete Evakuierung war ja nicht der Laune einer Behörde oder unseres Landrates entsprungen, sondern sie diente der realen Abwehr einer sehr

realen Gefahr und dem Schutz unseres Lebens. Und dennoch ... vermutlich würden wir auch im Wiederholungsfall bleiben und uns wieder einsetzen mit allen unseren Kräften.

Sehr wichtig ist mir, daran zu denken und nicht zu vergessen, daß andere Menschen von der Flutkatastrophe und ihren Folgen wesentlich schwerer betroffen sind als wir, nur ein paar Kilometer weiter in Fischerdorf; schon zum zweiten Mal innerhalb von gerade elf Jahren in Sachsen: Ganze Häuser müssen abgebrochen werden (auch in Niederaltaich), Arbeitsplätze sind vernichtet, Existenzengen zugrundegegangen in der einen oder anderen Weise. Und gar in Indien wurden wenige Tage nach dem Hochwasser bei uns durch eine Flut einfach ein paar tausend Menschen weggeschwemmt, Menschen, die gerne weitergelebt hätten, Menschen, die noch gebraucht würden, Menschen, um die Angehörige und Freunde trauern ... So steht am Ende der Dank an Gott für alle Bewahrung in der Gefahr, für alle durch Menschen erfahrene Hilfe, für alle positiven Erfahrungen in und aus dieser Katastrophe!

Die Zeiger unserer Kirchturmuhren stehen nicht mehr still. Schon lange bewegen sie sich wieder; das Leben ist nicht stehen geblieben, es geht weiter. Und so blicken und schreiten wir mutig und kraftvoll in die Zukunft im Vertrauen, daß wir die erlebte Katastrophe samt ihren Folgen letztlich gut bewältigen werden! ■